

Vom Leiden und Sterben einer deutschen evangelischen Gemeinde in Oberschlesien

Seit der unseligen Teilung von Oberschlesien im Jahr 1922 bildete ein Teil der Stadtgrenze von Gleiwitz zugleich die Reichsgrenze. Vom evangelischen Pfarrhaus lief man in $\frac{3}{4}$ Stunden bis zur polnischen Grenze. Diese Nähe der Grenze brachte es mit sich, daß wir den Anfang des 2. Weltkrieges deutlich erlebt haben: am 1. Kriegstag donnerten von früh 5 Uhr an von unserem Flugplatz die Kanonen nach Polen hinüber. Aber auch das Ende des Krieges haben wir wohl zuerst miterlebt, denn Gleiwitz war die erste Großstadt Deutschlands, in die die russischen Eroberer eindrangten. Zur Verteidigung hatten wir nur den unseligen Volkssturm — also alte Männer und Kinder — und einige schnell zusammengeraffte Bataillone von Urlaubern, die sich der ungeheuren wohl ausgerüsteten russischen Macht entgegenstellen sollten. Natürlich war der Kampf vergebens. Eine Unmenge niedergebrannter Häuser waren die Spuren dieses Verzweiflungskampfes. Auf den Straßen lagen wochenlang unbeerdigt die toten Soldaten, am ergreifendsten war der Anblick der toten Jungens, zum großen Teil aus Berlin, die zwar noch mit Panzerfäusten einige russische Panzer erledigt hatten, aber dann Opfer des Todes wurden. Sie wurden überfahren oder erschlagen. Die Stadt hatte im Laufe des Krieges unter Luftangriffen wenig gelitten, nun aber waren doch einige Teile völlig verwüstet. Viele Häuser wurden angesteckt: so brannte das bekannte Haus Oberschlesiens beinahe völlig nieder und das schöne, eben renovierte Theater aus.

In dieser Stadt lebte vorher eine blühende evangelische Gemeinde, es war eine Diasporagemeinde. Unter 120 000 Einwohnern waren nur etwa 12 000 Evangelische. Die Gemeinde war erst Anfang des 19. Jahrhunderts gegründet worden, nachdem Friedrich der Große durch die Gründung der königlichen Hütte und durch die Garnison die ersten evangelischen Beamten und Offiziere dort hingeschickt hatte. Sie war bis zum 1. Weltkrieg auf ungefähr 9 000 Seelen angewachsen. Nach ihm kam ein Strom von Flüchtlingen aus dem polnisch gewordenen Ostoberschlesien, so daß wir 1939 über 13 000 Seelen zählten. Wieviel es 1945 beim Einbruch der Katastrophe waren, ist kaum noch festzustellen. Ich rechne auf knapp 15 000, da ja aus dem luftgefährdeten Westen eine Unmenge von Menschen nach dem sogenannten „Luftschutzbunker Deutschlands“ verlagert war. Es war eine sehr reiche Gemeinde, da die Generaldirektionen dreier großer Industrierwerke mit vielen evangelischen Angestellten in ihr lagen, sodaß es ihr möglich geworden ist, fast ganz aus eigenen Mitteln im Laufe der letzten Friedensjahre $\frac{1}{2}$ Million Mark für Erweiterung der Kirche, den Ankauf und Ausbau eines Gemeindehauses in Laband und die Erneuerung ihrer hübschen Kapelle im Stadtteil Zernik aufzubringen. Die

Kirche, im Basilikenstil unter der Regierung König Wilhelms IV. von Preußen aufgebaut, reichte nach 1922 bei dem sehr starken Kirchenbesuch nicht mehr aus, sodaß wir genötigt waren, sie zu erweitern. Dabei durfte der Stil nicht geändert werden, so wurde der ganze Altarraum um 10 m hinausgeschoben. Wir gewannen dadurch ungefähr 400 Sitzplätze, deren Gesamtzahl dann ungefähr 1300 betrug. Bei großen Feiern fanden 2000 Menschen Platz. Noch 1933 haben wir ein wundervolles Viergeläut von Bronzeglocken angeschafft, die leider im Laufe des Krieges alle abgeliefert wurden. An ihrer Stelle wurde eine kleine alte Glocke, die vom alten Geläute geblieben war und eigentlich für die Zerniker Kapelle bestimmt war, aufgezogen. Das Industriedorf Laband, das auch gewaltig in die Höhe geschossen war, hatte 1902 eine eigene Kirche bekommen und um 1928 hatten wir eine Villa gekauft, um aus ihr ein sehr hübsches Gemeindehaus zu machen. Dazu kam dann noch i. J. 1913 im Stadtteil Zernik eine Kapelle, die vielleicht 150 Personen faßte.

Das *kirchliche Leben* dieser Diasporagemeinde war sehr rege, und auch der Kirchenkampf hat ihm kaum zu schaden vermocht. Es gab zwar zunächst „Deutsche Christen“. Sie wurden auch bei den stürmischen Wahlen 1933 in die kirchlichen Körperschaften gewählt, aber sie starben bald an ihrer eigenen Interessenlosigkeit, sie schieden von selbst aus. Und die Männer, die seitdem im Gemeindekirchenrat saßen, waren alles Leute, die auf dem Grund des Evangeliums standen und für ihre Kirche in treuester Weise arbeiteten. Es gab natürlich eine große Anzahl Austritte aus der Kirche; aber das waren meistens Funktionäre der Partei, des BdM, der HJ u. a. Von unseren Großindustriellen ist keiner ausgetreten und wir konnten uns auf einen sehr treuen Stamm der Arbeiter aus den Reichsbahnausbesserungswerken verlassen. Natürlich war der Kirchenbesuch geringer geworden; die Männer waren ja zum Teil Soldaten; die nicht Eingezogenen waren mit Sonntagsarbeit in der Kriegsindustrie überlastet, und die Frauen waren ja auch größtenteils kriegsdienstverpflichtet. Dazu kam im letzten Jahr die dauernde Luftgefahr, sodaß wir mit den Gottesdiensten um 1/2 9 Uhr beginnen mußten, weil bald darnach der Kuckuck im Rundfunk das Herannahen großer amerikanischer Luftgeschwader aus Italien meldete, deren Angriffe den neu angelegten Industrien für künstliches Benzin bei Heydebreck galten. Ein Zeichen, daß unsere Gemeinde kirchlich noch ziemlich intakt war, dürfte wohl sein, daß bei den jährlichen Abendmahlsfeiern für die in den letzten Jahren Konfirmierten immer noch 60 bis 70 % der Eingeladenen kamen. Es ist uns auch noch gelungen im Dritten Reich bei der großen schlesischen Gustav-Adolf-Vereinstagung 1936 einen öffentlichen Umzug zu erreichen, wie vorher 1934 bei der schlesischen Tagung der Kindergottesdienste; damals marschierte sogar die Kapelle der Schutzpolizei mit. Ferner war es uns gelungen, wohl als einziger evangelischen Gemeinde von Schlesien, unseren Kindergarten vor dem Zugriff der NSV zu schützen und ebenso das evangelische Waisenhaus „Wichernhaus“ allen Angriffen und Listen zum Trotz in unserer Verwaltung zu behalten.

Am 22. Januar 1945 begannen die Kämpfe um die Stadt. Von Westen und Norden kam der Feind. 5 Tage lang wurde in ihr sehr blutig gekämpft. Am Tage vorher kam der sinnlose Räumungsbefehl durch die Partei zu spät. Es war ein trauriger Zug, als am Abend dieses eiskalten Wintertages die Menschen mit ihren Kindern, wenig Gepäck auf kleinen Schlitten, die Landstraße abzogen. Als Ziel war ihnen das wenige Kilometer von Gleiwitz entfernte Kieferstädtel angegeben, wo große Autos sie erwarten sollten, um sie weiterzubringen. Das war eine Lüge. Wie viele sind auf diesen Wegen verunglückt, wie viele Kinder erfroren! Sie fielen den heranrückenden Russen in die Hände. Ich sehe noch an einem späten Abend den Rücktransport vieler dieser elenden, gehetzten Menschen, die, von Russen getrieben, in ihre zum großen Teil verwüsteten Wohnungen zurückkehrten. Aber schon Tage vorher waren tausende von Menschen mit Autos, Pferdewagen oder Eisenbahn in überfüllten Zügen, geflüchtet. Wie viele eigentlich noch da waren, als die Russen kamen, kann man kaum schätzen. Ich hielt es für meine Pflicht, bei den zurückgebliebenen Gemeindegliedern als ihr Pastor auszuharren.

Nun zuerst etwas über das Schicksal der *kirchlichen Gebäude*. Obwohl der Kampf dicht bei ihr begann, war der evangelischen Kirche, die — ich sah vom Pfarrhaus die wenigen Soldaten tapfer kämpfen und fallen — mitten in der Stadt lag, gar kein Schaden zugefügt. Die Kirche in Laband wurde zu einer Hufschmiede gemacht, das Gemeindehaus in Laband später von den Polen zur Polizeistation, die Kapelle Zernik bot den Anblick völliger Verwüstung. Das „Wichernhaus“ war in den Straßenkämpfen bis auf die Grundmauern niedergebrannt, das Gemeindehaus in seinen Büroräumen und dem Gemeindesaal ganz verwildert, das Pfarrhaus völlig ausgeplündert. Nur das Altersheim war in leidlichem Zustand, aber die Alten hatten viel durchgemacht, sie waren verprügelt und zerschlagen worden. Im zweiten Altersheim der Stadt waren einige alte Männer im Bett erschossen worden, weil man behauptete, sie seien Volkssturmlaute. — Im katholischen Armenheim waren unter der Vorgabe, daß sie auch zum Volkssturm gehörten, sämtliche Schwestern geschändet worden, und die Alten waren zum Teil verängstet auf den Boden geklettert, dort erfroren. Die Wohnräume des Gemeindehauses wurden an Familien vergeben, da ihre Wohnungen gegenüber niedergebrannt waren. Ja, auch die Büroräume mußte ich Wohnungslos gewordenen als Notunterkunft übergeben. Der Geldschrank wurde natürlich aufgesprengt. Manche Leute der Gemeinde hatten geglaubt, ihre Sachen in Sicherheit zu wissen, wenn sie diese ins Gemeinde- oder Pfarrhaus trugen. Ich selbst mußte auch aus dem Pfarrhaus in ein Zimmer des Gemeindehauses übersiedeln, wußte gar nicht, was alles in beiden Häusern oder in der Kirche versteckt worden war. Alles wurde gefunden. Wie oft bin ich dieser Sachen wegen mit dem Tod und mit Prügel bedroht worden. Man suchte Munition bei uns und — fand sie auch, natürlich, nachdem man sie ins Büffet oder unter ein Bett gelegt hatte, um einen Anlaß zu haben, gegen die Bewohner vorzugehen.

Wie gestaltete sich in solchen wilden Zeiten das *kirchliche Leben*? Ich begann noch in den Tagen des Kampfes mit Evangelischen und Katholischen mit Andachten, die ich im Luftschutzkeller hielt. Am ersten Sonntag war es auch nicht möglich, die Kirche zu benützen, da in den Straßen immer noch Kämpfe im Gange waren. An den übrigen Sonntagen aber fanden meistens zwei Gottesdienste statt, vormittags und nachmittags. Alle möglichen Stunden erprobten wir. Die Zahl der Andächtigen war sehr verschieden. Wir begannen mit vielleicht 50—60 und sind dann noch bis auf 600—700 gekommen, als viele zurückkehrten in der trügerischen Hoffnung auf Ruhe. Dann sank die Zahl, weil dauernd Menschen wieder flüchteten oder ausgewiesen wurden. Wir wagten keine Glocke zu läuten, nur eine Seitentüre offenzuhalten, zunächst auch nicht einmal die Orgel spielen zu lassen und doch sind oft genug schwerbewaffnete Russen in den Gottesdienst eingedrungen. Aber es war merkwürdig, — obwohl die ganze Gemeinde zitterte — daß sie nie während der geistlichen Handlungen etwas Böses in der Kirche angerichtet haben. Sie knieten am Altar nieder, knieten den ganzen Gottesdienst und küßten zum Schluß dem Pfarrer die Hand. Das Gemeindehaus und seine vielen Bewohner, vor allem die Mädchen, wurden sonst nicht geschont. Viele Menschen kamen wohl seit langer Zeit wieder zum erstenmal zur Kirche, auch viele Katholiken fanden sich ein, weil die evangelische Kirche die einzige war, in der deutsch gepredigt wurde. Die katholischen Kirchen hatten die deutsche Predigt sofort eingestellt und nur in der Abkündigung wurde deutsch gesprochen. Abendmahlsfeiern wagten wir zunächst nicht zu halten, weil der Wein ja ein sehr begehrtes Gut war. Um des Kirchenweines willen, der versteckt war, wäre ich beinahe erschossen worden; aber das Versteck haben sie doch nicht erfahren. Erst Karfreitag traute ich mir zum erstenmal, das hl. Mahl zu reichen. Für alle, die zum Gottesdienst kamen, war es eine Gefahr; denn viele wurden unterwegs einfach zur Arbeit weggeholt. Wann und wie und ob sie jemals wiederkehrten, war eine nicht zu beantwortende Frage. Es gehörte immer ein gewisser Mut dazu, zur Kirche zu kommen. Denn auch Frauen und Kinder wurden verschleppt.

Ein Wort sei gesagt zum *Verhältnis zur römisch-katholischen Kirche*, die ja in der gewaltigen Mehrheit war und deren Pfarrer alle den Vorteil hatten, daß sie polnisch sprechen konnten. Man hat es in jenen Zeiten schwer begriffen, daß wir im Osten in den Schulen nicht lieber russisch als französisch gelernt haben. Es wäre vieles für uns leichter gewesen. Es gab eine große Anzahl deutsch gesinnter katholischer Geistlichen, die mit ungewöhnlicher Tapferkeit für ihre deutschen Parochialen eintraten. Mit ihnen verband den evangelischen Geistlichen in jenen Tagen eine herzliche Freundschaft. Wir haben bei Beerdigungen einander gern vertreten. Es gab natürlich auch solche, die polnisch gesinnt waren, oder ihre deutsche Gesinnung nicht mehr zu zeigen wagten. Auch von ihnen habe ich nur Freundliches erfahren. „Mit brüderlichem Gruß“ schickte mir der eine zum Osterfest Wein für unsere Abendmahlsfeiern. Andere haben gern meine Bücher, die ich in Sicherheit bringen wollte, aufgenommen,

und wenn diese auch nicht gerettet worden sind, so bin ich den Herren selbst doch in Dankbarkeit verbunden geblieben. Es war eine praktische *Unsancta*!

Unter den kirchlichen Amtshandlungen seien zunächst die *Taufen* erwähnt. 73 Taufen sind in $\frac{3}{4}$ Jahren von mir gehalten worden. 27 der Kinder habe ich beerdigt und ich bin der Überzeugung, daß auch viele andere, an deren Gräbern ich nicht gestanden habe, dem Mangel an Milch erlegen sind. Es war jedesmal ein trauriger Anblick, wenn die verängsteten Mütter mit ihren Kinderwagen kamen, um trotz aller Gefahr ihren elenden Kleinen den Segen Gottes spenden zu lassen. Nach meiner Schätzung sind wohl die Hälfte der damals geborenen Kinder gestorben. *Trauungen* fanden 3 statt. Davon waren 2 deutsche Mädchen, die Holländer heirateten, die zur Arbeit nach Oberschlesien gekommen waren. Auf diese Weise hofften sie, aus dem Hexenkessel herauszukommen. Ob es ihnen gelungen ist, weiß ich nicht. Da das ganze Standesamt ausgebrannt war, und die Akten auf den Straßen herumlagen, war der evangelische oder der katholische Geistliche in diesen Zeiten der Standesbeamte. Die kirchlichen Akten, die ich weitergeführt hatte, sind mir schließlich alle weggenommen worden — alle Tauf-, Konfirmations-, Beerdigungs-, Trauungsbücher unter der Vorgabe des polnischen Feldgeistlichen, der sie mir nahm, daß sie zum katholischen Bischof nach Breslau gebracht werden, weil es ja in Polen keine Evangelischen mehr geben würde. Ob dieser Wunsch durchgeführt worden ist oder wie weit das geschehen ist, entzieht sich meiner Kenntnis.

Kindergottesdienst zu halten war völlig unmöglich, denn die Eltern konnten ja ihre Kinder, besonders ihre Töchter nicht allein auf die Straße lassen. Schwer war auch die Frage der *Konfirmation* zu lösen. Der Konfirmandenraum war völlig unbrauchbar. Das Inventar zerschlagen, die Dampfheizung infolge eines Wasserrohrbruches unbenutzbar. Und wie sollte man die Kinder zusammenbekommen? Wir zwei Geistlichen hatten — der dritte Geistliche war während des Krieges zur Wehrmacht einberufen — wohl ungefähr etwa über 250 Kinder; wie viele noch da waren, konnte man am Anfang gar nicht übersehen. Es war unmöglich, an einem Wochennachmittag die Kinder zu sammeln, denn auch sie befanden sich in der Gefahr, auf dem Weg zur Arbeit weggeholt zu werden. So mußte ich, der als einziger Pfarrer zurückgeblieben war, einen andern Weg suchen. Ich beschloß, nach jedem Sonntagsnachmittagsgottesdienst den Kindern einen wenigstens kurzen Unterricht zu erteilen; denn da kamen doch Eltern oder Großeltern mit und konnten sie ein wenig beschützen. Natürlich war alles unberechenbar. Viele Kinder wurden unterwegs abgefangen, zum Teil in Arbeitslager gebracht, und jeden Sonntag beinahe hatte ich andere Gesichter vor mir. Aber ich meine, daß diese Konfirmanden doch vielleicht mehr von ihrem Unterricht gehabt haben, als solche, die in ruhigen Zeiten konfirmiert wurden. Wie viel Begleitumstände haben sich dem kindlichen Gedächtnis sicher tief eingeprägt: Jedesmal die Angst auf dem Weg, jedesmal die Angst

vor einer Störung, jedesmal die Angst: wie werde ich nach Hause kommen? Infolge all dieser Umstände konnte die Konfirmation nicht um Ostern gehalten werden, sondern erst am 1. Pfingsttag. Ich wußte nicht, wie viel und welche Kinder an dem Tag kommen konnten, konnte infolgedessen auch keine Ordnung vorher bestimmen. Von einem Zug der Kinder zur Kirche war nicht die Rede; durch eine kleine Seitentür ließ ich sie in die Sakristei ein, um zuerst zu überschauen, wer da war. Und wie sahen die Kinder aus! Verängstet, abgezehrt, dürrig gekleidet, denn die von den Eltern schon vorher beschafften Konfirmationskleider waren zum großen Teil gestohlen worden. Es ist mir in Erinnerung, daß ein kleines Mädchen doch noch kam, die Wochen vorher zur Arbeit unter Tag in der Grube gezwungen worden war, und daß ein Junge nicht kommen konnte, weil er wenige Tage vorher verhaftet worden war — er sei Jungzugführer bei der HJ gewesen! — da lag der arme Kerl lange im Gefängnis und als ich ihn dann wieder traf, sagte er mir, daß auch nicht eine Stelle seines Körpers sei, die nicht mißhandelt worden wäre. So war es eine nicht nach der gewöhnlichen Ordnung sich vollziehende Konfirmation von 24 Jungens und 26 Mädchen. Ich habe den Kindern damals das Wort des Apostels mitgegeben: „Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft und der Liebe und der Zucht“ 2. Tim. 1, 7. Das Abendmahl im Anschluß der Konfirmation zu halten, getraute ich mir nicht. Nun waren aber noch viele Kinder übrig, die jetzt langsam aus der Verborgenheit auftauchten oder mit den Eltern auf der Flucht, weil sie aussichtslos war — so schnell ging der russische Vormarsch — umgekehrt waren. Daher habe ich den ganzen Sommer Unterricht am Sonntag erteilt und das zweitemal erst am 15. Juli Konfirmation gehalten, 12 Jungens und 11 Mädchen. Und dann im weiteren Verlauf des Sommers noch 5 Konfirmationen mit 1, 2 oder 3 Kindern. Im ganzen waren es 83 Kinder, die im Laufe des furchtbaren Sommers, also in 7 Feiern z. T. in Verbindung mit den Gottesdiensten eingesegnet wurden. Es geschah aber auch, daß Kinder spurlos verschwanden, ohne daß ich sie konfirmiert hätte. Sie waren mit den Eltern inzwischen irgendwie geflüchtet. Schwer traf mich, daß ein Mädchen beim Versuch der Flucht rücksichtslos erschossen wurde. Konfirmationsfeiern im Hause konnten die Eltern bei dem Durcheinander in den Wohnungen kaum halten. Da alle Läden verwüstet waren, gab es ja auch nichts zu kaufen.

Die *Krankenhäuser* waren von der Besatzungsmacht sofort beschlagnahmt worden. Die darin befindlichen deutschen Kranken waren in ein kümmerlich hergerichteten Notkrankenhaus gebracht worden. Dort lagen die verwundet gefangengenommenen deutschen Soldaten, die zu Tode gemarterten, die Verschleppten, die verprügelten Menschen auf kümmerlichstem Lager. Zwei deutsche junge Ärztinnen waren in treuester Pflichterfüllung dort geblieben und versahen ihr Amt trotz aller Gefahren, die ihnen persönlich drohten, mit großer Hingabe. Langsam erst war es möglich, einige Betten für die armseligen Menschen zu besorgen. In jeder Woche hielt ich in den verschiedenen Räumen

eine Andacht. Jeden Tag starben viele an Hungertyphus dahin. Jeden Tag fuhr ein Karren vor, auf dem die Toten hinaufgeworfen wurden. Aber ich habe nie in meinem Leben so viel aufgeschlossene Seelen gefunden wie damals. Jedesmal wurde das heilige Abendmahl begehrt. Es waren ja fast alle Menschen, die von den Ihrigen losgerissen waren und nicht das geringste von ihnen wußten. So viele Grüße und Nachrichten an die Familienglieder wurden mir aufgetragen und ich konnte keinen einzigen Wunsch erfüllen, da es keine Postverbindung gab. Da die Menschen, besonders die Älteren sich nicht zur Kirche trauten, sollte ich in die Häuser kommen. Die Stadt war groß, und weit verstreut waren die Evangelischen, und alle Wege mußten ja zu Fuß zurückgelegt werden. Da habe ich dann in den verschiedenen Stadtteilen und Straßen Woche für Woche die Menschen benachbarter Häuser zu Abendmahlsfeiern in noch halbwegs benutzbaren Räumen zusammengefaßt. Wie viel Dank habe ich dafür geerntet! Es war nicht immer ungefährlich. Bei einer Feier drangen plötzlich Plünderer in das Haus ein, es war eine schwer herzkrankte Frau, der ich das Abendmahl reichen wollte. Überall im Hause hörte man die Türen splintern, die Scheiben zerbrechen, die Menschen schreien. Ich wollte die Tür öffnen. Das ließ die Kranke nicht zu, da noch eine junge Tochter dabei war. Da haben wir denn unter Geschrei und Getöse das Abendmahl gehalten, und es war wie ein Wunder, daß die Tür zu dieser Wohnung die einzige im Hause war, die nicht aufgebrochen wurde. Mitten in der Wildheit spürte man etwas von dem Frieden Gottes, der höher ist als alle Vernunft. Ich war zunächst auch des öfteren zu irgend einer Arbeit auf der Straße geholt worden. Schließlich aber gab mir die Kommandantur, die russische wie die polnische, einen Ausweis, daß ich ungehindert zu meinen Kranken zu gehen vermochte, aber ich ging nur noch im Talar auf die Straße und war hin und wieder, nicht immer dadurch gesichert.

Und nun die *Beerdigungen*. Das war das gefahrvollste und schwierigste. Auf 8 Friedhöfen habe ich Feiern halten müssen, zu einigen gebrauchte man mehr als eine Stunde. Alles zu Fuß, an manchen Tagen auf drei Friedhöfen, bis die Kräfte versagten und ich einfach bestimmte Tage für die einzelnen Friedhöfe festlegen mußte. Ich bin auf den Wegen mehrfach überfallen worden — an einsamen Soldatengräbern führten sie vorbei. — Wegen Gefährlichkeit dieser weiten Wege war oft bloß ein Angehöriger am Grabe, mitunter gar keiner. Es ist mir auch vorgekommen, daß ich zur Beerdigung einer Frau auf einen weit abgelegenen Friedhof bestellt wurde, auf einsamem Weg hielt mich ein Soldat an, der Zigaretten haben wollte; aber sein Auge ging mehr auf meinen Talar, der ihn sehr lockte. Er betastete ihn schon begehrllich. Als ich ihm im Zorn sagte, ich sei ein Pope, neigte er sich tief, küßte mir die Hand und sagte: Ich bin auch ein Christ. Als ich dann auf den Friedhof kam, war weder der Mann der Toten, noch ihr Sohn, noch die Tote selber da. Ich habe nie etwas von ihnen gehört. Waren sie geflüchtet, verschleppt, umgekommen? Erschütternd war das erste Betreten eines Friedhofes seit dem Kampf, auf dem etwa

1000 Leichen umherlagen, Soldaten, die in den Straßenkämpfen zu Tode gekommen waren und Zivilisten, die sinnlos erschossen waren und die nun reihenweise in die Massengräber wirklich hineingepreßt wurden. Überdies war es auch schrecklich, daß der Mann, bei dem ich zum erstenmal an ein Einzelgrab trat, eine jüdische Frau hatte. Er hatte sich von ihr im Dritten Reich trennen sollen und hatte das abgelehnt, war deshalb vom Beamten zum Hafenarbeiter degradiert worden, und nun war er, der so viel gelitten hatte, wegen seiner Uhr in Gegenwart seiner Frau und Kinder erschossen worden, obwohl sie erklärte, daß sie jüdisch sei. Schlimm war auch der Zustand des Krematoriums. Die Urnen waren alle erbrochen worden in der Vermutung, daß dort irgendwie Wertvolles versteckt sei, und man watete bis zu den Knöcheln in Menschengruben. Es ist mir auch begegnet, daß ich in die Halle zu einem Sarg gehen wollte; da lag der Tote auf der Erde, und der Sarg war gestohlen oder ich kam an ein Grab, da hatte man den Sargdeckel eingetreten, die Tote, ein 80jähriges Fäulein, herausgeholt, ihr das Leichenhemd ausgezogen und sie nackt wieder hineingeworfen. Im Anfang gab es sehr schnell keine Särge mehr für die vielen Toten. Und wenn man an das offene Grab kam, in das sie hineingelegt worden waren, da hoben sich Millionen von Fliegen, bis ich anordnete, daß Menschen ohne Sarg wenigstens mit Erde zugedeckt würden. Man erlebte auch mancherlei merkwürdige Dinge. Die von der Stadt angestellten Friedhofbeamten waren zum Teil geflohen, zum Teil verschleppt. Aushilfskräfte taten dann, so gut sie konnten, den Dienst. Nach einer Beerdigung stellte sich einer von diesen Totengräbern mir vor. Er sei ein Oberregierungsrat aus Ostpreußen, der in Oberschlesien untergetaucht sei. Und etwas gespenstisch unheimlich war eine Szene: Da wurde, als ich gerade auf dem Friedhof zu tun hatte, der Sarg eines in der Gefangenschaft gestorbenen deutschen Offiziers gebracht: Ich sehe das blasse von einem schwarzen Vollbart umrahmte Gesicht noch vor mir. Als der Sargdeckel geschlossen wurde, setzte sich ein deutscher Kriegsgefangener mit seiner jungen Frau darauf in zärtlicher Umarmung. Die Frau hatte auf der Straße zufällig unter der Begleitung des traurigen Zuges ihren Mann erkannt und im Anblick des schrecklichen Todes feierten die beiden ein fröhliches Wiedersehen. Von vielen Toten erfuhr man kaum etwas. Sie waren in ihren Gärten, im Stadtpark, in Luftschutzbunkern verscharrt worden. So habe ich auch nie erfahren, wo unsere ehemalige Gemeindehelferin hingebracht worden ist, die auf der Straße standrechtlich in erzwungener Gegenwart aller Bewohner der Nachbarhäuser erschossen worden war, unter der Behauptung, ein russischer Offizier sei aus dem Haus getötet worden.

In den ersten Tagen war man von jedem Verkehr mit anderen Häusern abgeschnitten. Man hörte immer in den Nächten gequälte Frauen schreien. Wir wußten gar nicht, wer noch da war, noch lebte. Furchtbar war das Gefühl der Ohnmacht, wenn im Nebenhause das alte Kirchendienerpaar überfallen und zerschlagen wurde, ohne daß wir zu Hilfe kommen konnten. Später konnte

man die Zustände in der Stadt übersehen, aber aus den benachbarten Gemeinden kamen nur Gerüchte; da war ein Pastor verschleppt worden, einer wurde unter wichtigsten Gründen verhaftet und kam elend um, ein kranker Mann, zur Arbeit in die Grube gezwungen, ein anderer wurde totgesagt, eine Trauerfeier für ihn veranstaltet. Erfreulicherweise tauchte er dann doch wieder auf.

Langsam nahte das Ende der Gemeinde. Ein mir befreundeter deutscher katholischer Pfarrer hatte mir schon lange vorher gesagt, daß der polnische Garnisonspfarrer auf meine Kirche ein Auge geworfen habe. Ich glaubte ihm nicht recht, weil es ja in Gleiwitz mindestens 10 katholische Kirchen gab. Leider sollte er recht behalten. Durch einen katholischen Geistlichen wurde mir auch eines Tages der Befehl des Generals überbracht, die deutschen Gottesdienste sofort einzustellen. Ich erwiderte dem Geistlichen Rat: Weder er noch der General seien meine Vorgesetzten. Ich predigte weiter in deutscher Sprache Sonntag für Sonntag. Die Kirche war inzwischen wiederholt von Plünderern heimgesucht worden. Es war vieles gestohlen oder durcheinandergewühlt worden. Als ich mich darüber einmal beim Kommandanten beschwerte, bekam ich zur Antwort: Jede Schädigung in Kirchen sei ausdrücklich verboten und ich hätte die Plünderer, etwa 9—10 Mann, die ich im Hof der Kirche, fast jeder mit einer Maschinenpistole bewaffnet, erwischt hatte, hinbringen sollen, sie wären dann alle erschossen worden! Man verwies mich an die polnische Polizei, die ja die Kirche bewachen könne. Die aber erklärte, wenn es sich nicht um Polen handle, hätten sie keine Veranlassung (d. h. keinen Mut) einzugreifen. Die Gemeindeglieder flüchteten, eine Familie nach der andern. Die Bewohner ganzer Straßenviertel wurden in rücksichtslosester Weise ausgewiesen. Die Abendmahlsfeiern, die ich vorher mit ihnen in der Kirche hielt, gehören zum ergreifendsten, was ich erlebt habe. Wie viel Tränen der Angst, der Wehmut sind in den Abendmahlskelch geflossen! Am 27. September 1945 hielt ich noch eine Trauung, bei der der Senior der *polnischen* evangelischen Kirche aus Kattowitz auf einer Bank saß. Ich kannte ihn nicht. Er aber trat nach Beendigung der Feier an mich heran, um mir zu erklären, daß mein Dienst zu Ende sei und ein polnischer Pastor mein Amt zu übernehmen habe, mir aber sei jede Amtshandlung in deutscher Sprache verboten. Es war ein Donnerstag und am Sonntag darnach sollte schon der erste polnische Gottesdienst stattfinden. Es war eigentlich ein Glück, daß Zeitungen nicht erschienen, so mußte er im eigensten Interesse mir den Sonntagsgottesdienst noch zugestehen, in dem ich der Gemeinde von dem Wechsel Mitteilung machen sollte. An diesem Sonntag habe ich dann noch zwei Gottesdienste gehalten, 3 Kinder getauft, 3 Kinder konfirmiert und ein Abendmahl mit ungefähr 80 Menschen gehalten. Ich habe dabei tief bewegt — und ich glaube, daß auch alle Teilnehmer davon ergriffen waren — gewissermaßen am Grabe der deutschen evangelischen Gemeinde von Gleiwitz über des Heilandes Wort gepredigt: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden und der Tag hat sich geneigt!“ Hinterher fand dann ein polnischer Gottes-

diens statt, der kaum besucht war. Der polnische evangelische Geistliche — er trug einen ganz deutschen Namen —, der mit seinen Eltern deutsch korrespondieren mußte, konnte aber auch nicht ins Pfarrhaus einziehen, auf dessen Einrichtung er sich gefreut hatte. Ein Militärtierarzt nahm sich die Wohnung. Ich besorgte dem polnischen Pastor noch eine Unterkunft im Altersheim. Das wirkliche Ende der deutschen evangelischen Gemeinde und ihres Gotteshauses sollte noch folgen. Wenige Tage darauf wurde ich auf der Straße aufgegriffen und von Bewaffneten und dem polnischen Militärpfarrer zur Kirche transportiert und mußte dort die Kirche und alles, was damit zusammenhing, für den polnischen katholischen Gottesdienst übergeben. Eine der schmerzlichsten Stunden meines Lebens! Als die Übergabe vollendet war, fragte ich ihn, ob er ein Christ sei. Das bejahte er als selbstverständlich. Ich fragte aber weiter, ob es denn eigentlich christlich sei, wenn Christen einander ihre Gotteshäuser stehlen. Die schnelle Antwort war, daß auch die Deutschen in Posen den katholischen Gemeinden Kirchen weggenommen hätten. Ich wies ihn darauf hin, daß das die Gestapo und die SS gewesen seien, die ja keinen Wert darauf gelegt hätten, als Christen betrachtet zu werden, er aber wolle doch einer sein. Nach langer Pause sagte er: „Sie haben eigentlich recht, aber es muß sein!“ Er hat mir dann wenigstens die Schwerkranken, die ich im Gemeindehaus aufgenommen hatte, ins Altersheim mit seinem eigenen Auto gebracht. Und nachdem kurz vorher die andern Bewohner des Gemeindehauses in das schreckliche Lager geschleppt worden waren — ich bin diesem Schicksal nur entgangen, weil ich zufällig nicht zu Hause war; als ich auf die Kunde von dem Geschehenen hingeeilt war, um zu helfen, hatte mich der polnische Inhaber meiner Wohnung gewarnt, das Haus zu betreten — wurde ich wenige Tage später selbst aus dem Haus gejagt mit 20 Minuten Zeit zum einpacken und mußte im Altersheim kurze Unterkunft suchen, schwerkrank, eine Folge der Unterernährung und der ständigen Aufregung. Einer nach dem andern war gegangen und fortgeschleppt worden. Es war einem oft wie im Hochgebirge, wenn die Menschen, mit denen man eben gesprochen hat, im Nebel verschwinden und man weiß nicht, wann man sie und ob man sie wieder sieht. — In der Kirche wurde die Kanzelbrüstung mit der polnischen Fahne behängt, das große weiße Altarkreuz wurde vor die Kirchtür gestellt, die schönen Glasfenster im Altarraum mit Bildern von Luther, Gustav Adolf, Paul Gerhardt und Bach wurden zuerst vernagelt, dann entfernt, die sehr große Pfarrbücherei sinnlos vernichtet.

Und nun ist die Gemeinde, an der ich 18 Jahre gearbeitet hatte, verstreut in alle Teile Deutschlands und über die deutsche Grenze hinaus. Zurückgeblieben sind nur einige wenige, aber das ist keine deutsche evangelische Gemeinde mehr. Manchmal war mir wie dem Propheten zumute: Ich dachte, ich arbeitete vergeblich. Aber wenn ich zurückschaue auf die furchtbar schweren ^{3/4} Jahre, dann muß ich bekennen: Es ist die schwerste Zeit meines Lebens gewesen, eine Zeit der dauernden Unsicherheit, da eine lange Reihe von Wochen

fast jede Nacht bei mir eingebrochen wurde, eine Zeit bitterster Armut, da man oft nicht wußte, wovon man leben sollte, und doch möchte ich diese Zeit aus meinem Leben nicht streichen, obwohl sie mich oft an den Rand des Grabes gebracht hatte. Es ist sicher die segensreichste Zeit meines Wirkens gewesen. Ich bin in diesen Monaten wirklich der Pastor meiner Gemeinde gewesen. Sie kamen alle zu mir in der Hoffnung, irgendwie Trost zu erhalten. Wir waren aneinander gebunden und sind deswegen aneinander gebunden geblieben durch die gemeinsam erlebten Schrecknisse. Ich war auch dankbar, wenn ich jemand äußerlich helfen konnte — ach es war viel zu wenig! — und ich selber habe dankbar die Liebe und Anhänglichkeit vieler Gemeindeglieder empfunden, die ihrem Pastor irgend etwas brachten, für ihn selbst und für die vielen Notleidenden, die ihm anvertraut waren. Da waren die Ausgeplünderten, die Mißhandelten, die Vereinsamten, die Kranken, denen jede Medizin fehlte, da alle Apotheken ausgebrannt waren, und da waren — das war das Schlimmste — die Geschändeten, die man nicht schützen konnte. Vielleicht habe ich auch manchen einen Trost und etwas Kraft auf ihren schweren Weg mitgeben dürfen. Und als wir zum erstenmal in Bottrop uns wiedersahen, da wurden die Erinnerungen wachgerufen und als ich vor meiner Gemeinde wieder predigen durfte, wieder über das Wort vom 1. Pfingsttag 1945, da waren wir alle tief ergriffen, denn Gott hatte uns doch durchgeholfen. Ein polnisch gesinnter Franziskaner ließ mir zum Schluß die Warnung zugehen, ich sollte mich in acht nehmen, da man mich ins Konzentrationslager bringen wolle. Weil ich nun aber ein sehr schwerkranker Mann war — denn die dauernden Aufregungen waren ja nicht spurlos an einem vorübergegangen — mußte ich todkrank in finsterner Nacht über Kattowitz, wo ich vorher 12 Jahre tätig war, Oberschlesien verlassen, in dem ich genau 30 Jahre lang mit großer Freude gearbeitet hatte. Aber es war auch meine Kraft am Ende und ich habe erfahren, daß das Psalmwort wahr ist: „Wenn dein Gesetz nicht mein Trost gewesen wäre, dann wäre ich vergangen in meinem Elende“, aber auch die Wahrheit des Herrenwortes: In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost; ich habe die Welt überwunden! Und wir alle haben gelernt das Lied recht zu beten, das uns Tapferkeit und Geduld gab in vielen Glaubensanfechtungen und Nöten: Gib dich zufrieden und sei stille in dem Gotte deines Lebens!

Herbert Kiehr